

»Chinesenviertel«

Migration, Imagination und Erinnerung

LARS AMENDA

Wer heute ein kühles Bier der Marke »Tsingtao« in Hamburg trinkt, der kann damit seinen Durst löschen oder auch einer kolonialen Spur nachgehen. Im Rahmen der Kolonialpolitik okkupierte das Deutsche Kaiserreich 1897 die Hafenstadt Qingdao in der nordchinesischen Provinz Shandong, um hier einen Marinestützpunkt zu errichten. Offiziell pachtete die deutsche Regierung für 99 Jahre das Gebiet und nannte es »Generalgouvernement Kiautschou«. Neben der militärischen Intention sollte auf chinesischem Boden laut Admiral Tirpitz ein deutsches Vorzeigeprojekt, ein »deutsches Hongkong« entstehen.¹ Die wirtschaftlichen Pläne blieben ein fernes Ziel, und lediglich die Germania-Brauerei, aus der später die Tsingtao-Brauerei werden sollte, war als einzige wirtschaftliche Unternehmung überhaupt nach kurzer Zeit lukrativ.

In Hamburg existieren viele Stätten und Erinnerungsorte, die auf die koloniale Geschichte der Stadt und Deutschlands verweisen und die mehr oder minder erklärt werden müssen.² Denn koloniale Verhältnisse und postkoloniale Kämpfe manifestierten sich auf sehr unterschiedliche Weise. Ein gutes Beispiel dafür ist das Mitte der 1920er Jahre entstehende »Chinesenviertel« in Hamburg-St. Pauli.³ In diesem Beitrag nehme ich das »Chinesenviertel« als Ausgangspunkt, um einen postkolonialen Erinnerungsort zu untersuchen.⁴ Vor dem Hintergrund kolonial anmutender Arbeitsverhältnisse entstanden in den USA und auch in Europa Chinatowns, die als farbige Symbole globaler Migration gleichzeitig befremdeten und faszinierten. »Chinesenviertel«, diese Lokalgeschichten der Globalisierung, existierten seit dem späten 19. Jahrhundert in europäischen Hafen- und Großstädten, auch in Hamburg. In der Unterhaltungskul-

1 Siehe Klaus Mühlhahn: Herrschaft und Widerstand in der »Musterkolonie« Kiautschou. Interaktionen zwischen China und Deutschland 1897-1914, München 2000; Mechthild Leutner: »Musterkolonie Kiautschou«. Die Expansion des Deutschen Reiches in China, bearb. von Klaus Mühlhahn, Berlin 1997. Um von England unabhängig zu sein, habe Deutschland ein eigenes Hongkong benötigt, behauptete der ehemalige Staatssekretär im Reichsmarineamt: Alfred Tirpitz: Erinnerungen, neue verb. Aufl., Leipzig 1920, S. 61.

2 Für eine Spurensuche und als erste Pionierstudie siehe Heiko Möhle: Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, Neuauf., Berlin u. a. 2011 (Erstauf. 1999).

3 Siehe dazu Lars Amenda: Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897-1972, München, Hamburg 2006. Hier finden sich auch detailliertere Belege für das Folgende.

4 Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von ders., Frankfurt a. M., New York 2013, S. 9-37.

tur machten chinesische Schreckensfiguren Karriere und färbten auf die Wahrnehmung der Migration ab.

Im ersten Teil werde ich die maritimen Arbeitsverhältnisse skizzieren, um im zweiten Teil den fließenden Übergang zu maritim geprägter Migration aufzuzeigen. Drittens soll das »Chinesenviertel« als Imaginationsraum für die einheimische Bevölkerung und die Behörden untersucht werden. Im letzten Teil werde ich die lange ausbleibende Erinnerung an den Ort des »Chinesenviertels« beleuchten.

Maritime Arbeit

Seit Jahrhunderten ist die Seeschifffahrt international geprägt, auch in der Zusammensetzung der Seeleute. In der Mitte des 19. Jahrhunderts veränderte das Dampfschiff die Welt und befeuerte die frühe Globalisierung, Kolonialismus, Handel und Migration. War auf einem Segelschiff ein eingespieltes Team unabdingbar, so entstand mit Heizern⁵ und Kohlenziehern ein Industrieproletariat auf See, auf welches traditionsbewusste Seefahrer hinabblickten. Die Arbeit des Heizers direkt vor den Kesseln zehrte körperlich aus und führte zu zahlreichen Hitzschlägen. Seit den frühen 1890er Jahren heuerten deutsche Reedereien wie die HAPAG und der Norddeutsche Lloyd »farbige Seeleute« als Heizer auf ihren Dampfschiffen an.⁶ Chinesen aus der südlichen Provinz Guandong stellten die größte Gruppe, gefolgt von »Indern« und wenigen »Westafrikanern«, wie sie zeitgenössisch pauschalisierend genannt wurden. Diese Seeleute erhielten deutlich niedrigere Heuern, und die Unternehmen sparten zudem die Sozialversicherungsbeiträge. Bei rund 50.000 um 1900 in der deutschen Handelschifffahrt Beschäftigten arbeiteten 3.000 chinesische Männer als Heizer, Kohlenzieher oder teilweise auch als Wäscher auf deutschen Schiffen.

Manche Mediziner wie Arnold Kurrer (1867-1922) stellten die Beschäftigungsverhältnisse als »Forderung der Humanität« hin, andere Autoritäten wie Bernhard Nocht (1857-1945) widersprachen dieser These.⁷ Die chinesischen Seeleute wurden zumeist in Hongkong angemustert, wo um 1900 ein großer Pool von über 100.000 Arbeitern bereitstand und eine befristete Arbeit auf einem europäischen Dampfschiff annehmen wollte. Zu Beginn setzten die Reedereien die Seeleute nur auf Passagen zwischen Eu-

5 Die Reedereien beschäftigten nur Männer, weshalb im Folgenden die männliche Form verwendet wird.

6 Sibylle Küttner: *Farbige Seeleute im Kaiserreich. Asiaten und Afrikaner im Dienst der deutschen Handelsmarine*, Erfurt 2000; Hartmut Rübner: *Lebens-, Arbeits- und gewerkschaftliche Organisationsbedingungen chinesischer Seeleute in der deutschen Handelsflotte. Der maritime Aspekt der Ausländerbeschäftigung vom Kaiserreich bis in den NS-Staat*, in: *IWK* 33, 1997, S. 1-41.

7 Arnold Kurrer: *Über Temperaturerhöhungen von Heizern*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege. Organ des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege* 24, 1892, S. 291-306; hier S. 291; P. Köhler: *Farbige Seeleute auf deutschen Schiffen*, in: *Hansa. Deutsche Schifffahrtszeitschrift* 62, 1925, S. 605-608; hier S. 606; zur Debatte siehe auch Rübner (Anm. 6), S. 24 f.

ropa und Ostasien ein, seit der Jahrhundertwende dann auch in der transatlantischen Fahrt. Auf den deutschen und anderen europäischen Dampfschiffen gelangten chinesische Seeleute in den Hamburger Hafen und hielten sich anschließend bis zu zwei Wochen auf, da die Löscharbeiten seinerzeit langwierig waren. Auf Landgang fielen die chinesischen Seeleute sehr auf; »ganze Rudel von Chinesen« seien in St. Pauli anzutreffen, wie das sozialdemokratische »Hamburger Echo« 1901 notierte.⁸



Chinesische Seeleute in Hamburg vor der Polizeikamera um 1912: polizeiliche Überwachung und antirassistischer Protest in einem Bild

Sozialdemokratische und gewerkschaftliche Vertreter*innen attackierten die Beschäftigung chinesischer Seeleute auf deutschen Handelsschiffen vehement. Der Vorsitzende des 1897 gegründeten deutschen Seemannsverbandes, Paul Müller aus Hamburg, behauptete in der Agitationsschrift »Seid Männer statt Memmen!« von 1909, dass es wegen des »Massenimports farbiger Kulis« auf deutschen Dampfschiffen »eine ständige Gefahr für die Sicherheit« gebe, welche das Leben deutscher Seeleute direkt gefährde.⁹ Der »Kuli« stieg innerhalb sozialdemokratischer Kreise zu einem Kampfbegriff auf und symbolisierte einen unterwürfigen, kolonialen Arbeiter – und damit genau das Gegenteil des Wunschbildes eines klassenbewussten Sozialdemokraten.¹⁰

8 Wochenplauderei, in: Hamburger Echo vom 1.9.1901.

9 Paul Müller: Seid Männer, statt Memmen! Ein Mahnwort an die Unorganisierten, Lauen, Trägen und Wankelmütigen, Hamburg 1909, S. 4.

10 Gustav Eckstein: Zur Kulifrage, in: Die Neue Zeit 43, 1906/1907, S. 548–555.

Seit der Choleraepidemie 1892 herrschte in Hamburg ein Hygiene-Diskurs, der ein hafenpolizeiliches koloniales Hafenregime bewirkte. Jüdische Auswander*innen und außereuropäische Seeleute galten als sanitäre Gefahr für die Stadt und wurden dementsprechend von den neuen Institutionen des Hafenarztes (seit 1892) und des Hafenkrankenhauses (seit 1900) streng überwacht. Die Polizeibehörde lehnte vor dem Ersten Weltkrieg eigene Unterkünfte für chinesische Seeleute kategorisch ab. Bernhard Nocht, der erste Hamburger Hafenarzt, warnte daraufhin vor dem Entstehen von »Winkelherbergen« für chinesische Seeleute, die »sehr viel schwieriger« als eine einzelne Unterkunft zu überwachen seien.¹¹ Die polizeiliche Maxime lautete: »Die chinesischen Seeleute ebenso wie andere Farbige (Laskaren, Neger, Araber) können und sollen während ihres regelmäßig nur kurzen Aufenthaltes hierselbst an Bord ihrer Schiffe logieren.«¹² Eine chinesische Einwanderung, wie sie im Londoner Hafenviertel Limehouse Ende des 19. Jahrhunderts einsetzte, wollte die Hamburger Polizei unbedingt vermeiden. Bis auf wenige chinesische Kontaktpersonen wie den Dolmetscher Kock Kwan Sow sollten chinesische Seeleute möglichst wenig im Hamburger Stadtbild auftreten.

Neben Seeleuten kamen auch einige andere Chinesen nach Hamburg. Als 1911/12 die chinesische Monarchie unterging, flüchteten viele Staatsdiener*innen in das deutsch verwaltete Tsingtau. Unter ihnen befand sich Schang Yen Liu. Durch die Vermittlung der dortigen deutsch-chinesischen Hochschule erhielt er im Juni 1912 am Seminar für die Sprache und Kultur Chinas des Hamburger Kolonialinstituts die Stelle eines Lektors für die chinesische Sprache.¹³ Der Lehrstuhlinhaber Otto Franke (1863-1946) schätzte sich glücklich, einen chinesischen Muttersprachler als Mitarbeiter zu haben, und bereute sehr, dass Schang nach vier Jahren, noch während des Krieges, nach China zurückkehrte.

Der Beginn des Ersten Weltkrieges hatte direkte Auswirkungen auf Hamburg. Viele deutsche und ausländische Seeleute saßen wegen der britischen Blockade im Hamburger Hafen fest, darunter auch über 800 »farbige Seeleute« (340 Inder, 283 Chinesen und 187 Araber). Der Hamburger Hafenarzt widmete ihnen in den folgenden Monaten »besondere Aufmerksamkeit«.¹⁴ Einige Reedereien wie die HAPAG behielten chinesische Heizer, um im Hafen liegende Schiffe regelmäßig zu befeuern und damit die Kessel vor Schäden zu bewahren. Dies betraf auch den HAPAG-Dampfer »Imperator«, der 1913 von Wilhelm II. persönlich eingeweiht worden war und als ziviles Aushängeschild die deutsche Seegeltung und Weltpolitik auf den Meeren reprä-

11 Staatsarchiv Hamburg, 352-3, II F 8, Bd. 2, Bl. 151, Schreiben des Seemannsamts Hamburg an die Polizeibehörde Hamburg, Gewerbepolizei (Abschrift), 15.8.1912.

12 Ebd.

13 Staatsarchiv Hamburg, 361-6, IV 1708 Schang, Yen Liu. Zum Kolonialinstitut siehe den Artikel von Rainer Nicolaysen in diesem Band.

14 Staatsarchiv Hamburg, 352-3, I K 13, Bl. 136-148, hier Bl. 147, Jahresbericht über den Dienst des Hafenarztes (Sannemann) vom 1.1. bis 31.12.1914, 20.4.1915. Die Kategorie »Araber« beinhaltete Nordafrikaner, vermutlich aber auch Seeleute aus Ostafrika.

sentieren sollte. Rund 100 chinesische Seeleute waren hier, in einer Situation zwischen Internierung und Arbeitsverhältnis, untergebracht und warteten das riesige Schiff.¹⁵

Globale Migration

Die chinesische Einwanderung in die USA seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde auch in Deutschland aufmerksam registriert. Der bekannte Geograph Friedrich Ratzel (1844-1904) veröffentlichte 1876 ein Buch darüber.¹⁶ Aufgrund der tausenden Seeleute in der europäischen Handelsschifffahrt entstanden auch in Europa kleine »Chinesenviertel«, wie in Liverpool und in Limehouse im Osten Londons. Im Vergleich zu Deutschland und Hamburg fiel die britische Migrationspolitik vor Ort sehr liberal aus.¹⁷

»Seit 1919«, beklagte die Hamburger Polizeibehörde, »ziehen Chinesen niederen Standes hier in ständig wachsender Zahl zu.«¹⁸ Chinesische Seeleute aus Liverpool und London eröffneten in St. Pauli Geschäfte und Lokale, die sich zumeist an chinesische Seeleute richteten. In der Amüsiermeile Große Freiheit entstanden mit dem »Café und Ballhaus Cheong Shing« und dem »Neu-China« zwei Orte, die Gastronomie und Tanz kombinierten und auch überregional bekannt wurden. Chinesische Migrant*innen betrieben zudem Wäschereien, die über das Stadtgebiet verteilt lagen. In den USA konnten Chines*innen mit den Wäschereien eine eigene Domäne etablieren, die wiederum maßgeblich zu ihrer sozialen Isolation und gesellschaftlichen Diskriminierung beitrug.¹⁹ Denn der Beruf des Wäschers galt als unmännlich, weshalb in der Handelsschifffahrt außer Chinesen niemand diese Tätigkeit ausüben wollte.

Zum Zentrum der »chinesischen Kolonie«, wie sie teilweise auch genannt wurde, entwickelte sich die Schmuckstraße mit mehreren chinesischen Gaststätten, Unterkünften, einem Heuerbüro und Tabakladen. Die Schmuckstraße wurde bald zur ersten Anlaufstelle für chinesische Seeleute und chinesische Straßenhändler auf Durchreise. Hier konnten sie kantonesische Gerichte mit ihren typischen Zutaten wie Fisch und Meeresfrüchten essen, mit Landsleuten Mahjong spielen oder auch, wer mochte, Opium rauchen. Verstärkt durch die vielen temporär im Hafen befindlichen chinesi-

15 Staatsarchiv Hamburg, 132-1 I, 3820, Bl. 1, Schreiben des Generalkonsulats der Chinesischen Republik an die Senatskommission für die Reichs- und auswärtigen Angelegenheiten vom 17.1.1917.

16 Friedrich Ratzel: Die chinesische Auswanderung. Ein Beitrag zur Cultur- und Handelsgeographie, Breslau 1876.

17 Christiane Reinecke: Grenzen der Freizügigkeit. Migrationskontrolle in Großbritannien und Deutschland 1880-1930, München 2010.

18 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin, R 85831, Schreiben des Hamburger Polizeipräsidenten an die Senatskommission für die Reichs- und auswärtigen Angelegenheiten (Abschrift) vom 19.7.1922.

19 Paul C. P. Siu: The Chinese Laundryman. A Study of Social Isolation, hg. von John Kuo Wie Tchen, New York, London 1989.

schen Seeleute entstand eine Art Miniatur-Chinatown mit einer eigenen Infrastruktur und mehreren hundert Migrant*innen und Seeleuten.

Die Entstehung des »Chinesenviertels«, wie es seit Mitte der 1920er Jahre in Hamburg hieß, wurde durch zwei Entwicklungen begünstigt: 1. Aufgrund der in Deutschland herrschenden, 1923 explodierenden Inflation waren Ausländer*innen im Besitz von Devisen vergleichsweise vermögend. Unter chinesischen Seeleuten in England sprach sich die wirtschaftliche Chance herum und sorgte dafür, dass Migrant*innen entlang familiärer und persönlicher Netzwerke nach Hamburg-St. Pauli gingen; 2. die Chinesische Republik und das Deutsche Reich unterzeichneten 1921 einen Staatsvertrag, in dem sie sich gegenseitig den Frieden und die freie wirtschaftliche Betätigung zusicherten.²⁰ Berlin dachte an die vielen und für den Außenhandel nicht unwichtigen deutschen Kaufleute in Shanghai und Hongkong, nicht an die Existenz eines »Chinesenviertels« in einer deutschen Großstadt, welches Senat und Polizei in Hamburg angesichts der veränderten politischen Rahmenbedingungen nun nicht mehr verhindern konnten.

Die chinesischen Migrant*innen in Hamburg waren zu dieser Zeit fast ausnahmslos männlich. Dies unterstreicht den temporären Charakter der Migration, die spontan und flüchtig war. Wer als Gastwirt oder Geschäftsinhaber aber mehrere Jahre in der Stadt blieb, fand zumeist eine deutsche Freundin. Treffpunkte existierten mit den Lokalen in der Großen Freiheit und mit Orten wie dem »Tanzlehr-Institut-Bärthel« in der Talstraße, wo chinesische Männer und deutsche Frauen Tanzschritte lernten und sich auf diese Weise teilweise näherkamen.

Neben den Partnerschaften deutet einiges darauf hin, dass das »Chinesenviertel« der Ausgangspunkt einer längerfristigen Einwanderung war. 1929 gründete sich der Chinesische Verein in Hamburg und erwarb ein Grabfeld auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Neben der örtlichen Community sollten dort gestrandete, mittellose Seeleute begraben werden können. Der Gedenkstein ist heute eines der wenigen baulichen Zeugnisse der Geschichte der chinesischen Migration in Hamburg.

Viele chinesische Migranten in Europa waren national eingestellt, wobei der chinesische Nationalismus eine deutlich antikoloniale Stoßrichtung beinhaltete. Deutschland war nach dem Verlust von Tsingtau, das von Japaner*innen übernommen wurde, in der damaligen chinesischen Perspektive vom kolonialen Makel befreit. Der koloniale Revisionismus in Deutschland sorgte aber dennoch für Spannungen. Als etwa die Hamburger Kolonialwoche im Sommer 1926 näherrückte, mit der explizit für die Zurückgewinnung der ehemaligen deutschen Kolonien geworben werden sollte, protestierten chinesische Studenten aus Berlin lautstark dagegen, dass ein »Chinawa-

20 Gesetz, betreffend die deutsch-chinesischen Vereinbarungen über die Wiederherstellung des Friedenszustandes vom 5.7.1921, in: Reichsgesetzblatt 1921, S. 829-838. Unterlagen zu den Vereinbarungen finden sich auch im Staatsarchiv Hamburg, 132-1 II, 832, 855.



Straßenszene in der Schmuckstraße, um 1929

gen« die ehemalige deutsche Kolonie repräsentieren sollte. Auf Druck des Auswärtigen Amtes rollte dieser Wagen schließlich nicht im Festumzug mit.²¹

Auch der Aufstieg der Kommunistischen Partei Chinas hinterließ Spuren in Hamburg. Der chinesische Kommunist Liao Chengzhi (1908-1983) hielt sich im Auftrag der Internationale der Seeleute und Hafentarbeiter zwischen 1928 und 1932 in Rotterdam, Antwerpen und Hamburg auf, um vor Ort die chinesischen Seeleute für die kommunistische Sache zu gewinnen. Im Internationalen Seemannsclub in der Hamburger Rothesoodstraße 8 wurden Streikaktionen geplant und Flugschriften produziert, welche auf Schiffen mit chinesischer Besatzung verteilt wurden.²² 1932 wurde Liao Chengzhi aus Deutschland ausgewiesen, woraufhin er über die Sowjetunion nach China zurückkehrte und in der späteren Volksrepublik China als Mitglied des Politbüros Karriere machte.

21 Hans Zache: *Imperialismus und Kolonialpolitik!*, hg. von der Deutschen Kolonialgesellschaft, 1927, S. 1.

22 Eine 1931 in Hamburg hergestellte chinesischsprachige kommunistische Flugschrift befindet sich im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin, R 85735. Zu Liao siehe Wolfgang Bartke: Liao Chengzhi, in: *Die großen Chinesen der Gegenwart. Ein Lexikon 100 bedeutender Persönlichkeiten Chinas im 20. Jahrhundert*, hg. von dems., Frankfurt a. M. 1985, S. 137-139. Zum Seemannsclub siehe den Beitrag von Gisela Ewe in diesem Band.

Lokale Imagination

Das »Chinesenviertel« beschäftigte die Hamburger Behörden und die einheimische Bevölkerung auf unterschiedliche Weise. Die Hamburger Polizei lehnte die chinesische Einwanderung vehement ab und vermutete notorische Kriminalität in den chinesischen Kreisen. Ein Polizeibericht aus dem Jahr 1925 führte aus: »Gleich nach ihrer Ankunft in Hamburg befanden sich die Chinesen im Besitze eines Ausrüstungs- und Grünwarengeschäftes, einer Speisewirtschaft, eines Cafés u. s.w., in denen sich die hier wohnenden Chinesen versammeln, unsaubere Geschäfte betreiben und sich dem Opiumgenusse hingeben.«²³ Die Polizei versuchte mit Ausweisungen die unliebsame Einwanderung einzudämmen, wurde dabei aber vom Auswärtigen Amt in Berlin zu einem defensiveren und leiseren Vorgehen genötigt. Außenpolitische Verstimmungen sollten tunlichst vermieden werden, und die chinesische Botschaft in Berlin reagierte schnell und konsequent bei dem Verdacht der Diskriminierung chinesischer Staatsangehöriger.²⁴

Die Hamburger Bevölkerung zeigte gegenüber dem »Chinesenviertel« einiges an Fantasie. So kursierte das spektakuläre Gerücht, die Chines*innen hätten ein geheimes Tunnelsystem gegraben, um unerkannt ihre Schmuggelgeschäfte betreiben zu können. Die Presse entlarvte jedoch die beliebte »Schauerballade« als ein Hirngespinnst.²⁵ Die vermeintliche chinesische Unterwelt blieb als Thema aber beliebt, und die Kellerwohnungen charakterisierten einige vielsagend als »Rattenkeller«.²⁶ Chinesische Migrant*innen wohnten tatsächlich oftmals in Kellern, was aber daran lag, dass diese günstiger und für Ausländer*innen leichter zu mieten waren.

Beobachter*innen des »Chinesenviertels« betonten regelmäßig den fremdartigen und geheimnisvollen Charakter. Der Hamburger Heimatdichter Ludwig Jürgens (1893-1966) schrieb diesbezüglich: »Haus bei Haus in der Schmuckstraße ist von der gelben Rasse bewohnt, jedes Kellerloch hat über oder neben dem Eingang seine seltsamen Schriftzeichen. Die Fenster sind dicht verhängt, über schmale Lichtritzen huschen Schatten, kein Laut dringt nach außen. Alles trägt den Schleier eines großen Geheimnisses.«²⁷ Zwischen den Zeilen schwingt die Zuschreibung von Kriminalität und Drogenkonsum mit, die damals eng mit Chines*innen verbunden wurde. Das »Chinesenviertel« stellte für viele, auch für die Polizei, eine Bedrohung der öffentlichen Ordnung dar.

Die Kinder St. Paulis eigneten sich das »Chinesenviertel« und seine »Fremdheit« auf ganz eigene Weise an. Weil viele Eltern ihren Eleven ausdrücklich verboten, zu den

23 Staatsarchiv Hamburg, 331-I I, 991, Vermerk der Hamburger Polizei, Inspektion 2 (Möller) (Abschrift) vom 1.10.1925.

24 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin, R 85831.

25 Chinesisches aus Hamburg, in: Hamburger Nachrichten vom 15.1.1925.

26 Hans Morgenstern: Im Hamburg-Altonaer Chinesenviertel, in: Altonaer Nachrichten vom 1.10.1928.

27 Ludwig Jürgens: Sankt Pauli. Bilder aus einer fröhlichen Welt, Hamburg 1930, S. 17.

»Schinesen« zu gehen, erschien diese verbotene Frucht umso reizvoller. Als kindliche Mutprobe wanderten sie durch die Schmuckstraße entlang der »Chinesenkeller« und Lokale, um danach stolz von den Eindrücken zu berichten.

Neben aller Ablehnung und Befremdung faszinierte die Schmuckstraße auch Hamburgerinnen und Hamburger. Einige wie »Chinesen-Else« goutierten bereits in den 1920er Jahren die chinesische Küche und erachteten die neuen kulinarischen Genüsse als sehr reizvoll. Kunststudent*innen und Künstler*innen wie Elfriede Lohse-Wächtler (1899-1940) inspirierte die internationale Atmosphäre St. Paulis, und sie machten dies zum Sujet ihrer künstlerischen Arbeiten. Lohse-Wächtler malte 1930 das Aquarell »Chinesen im Viertel«, das in all seiner Verschwommenheit den dargestellten chinesischen Mann einmal nicht exotisierte, sondern seine universellen menschlichen Züge freilegte.²⁸

Die nordamerikanischen Chinatowns entfalteten sofort einen touristischen Reiz, wirkten sie doch wie eine Repräsentation Chinas inmitten einer amerikanischen Stadt. Ähnliches passierte auch im »Chinesenviertel« in St. Pauli. Hans Harbeck (1887-1968) betonte in seinem Hamburgführer von 1930 aus der Reihe »Was nicht im Baedeker steht« die »lächelnde Schweigsamkeit« der Chinesen in der Großen Freiheit und in der Schmuckstraße, welche der Gegend »einen Stich ins Unheimliche« gebe.²⁹ Andere Hamburgführer wie der des Journalisten Erich Lüth ermahnten die Schaulustigen, welche chinesische Lokale »in großen lärmenden Gruppen« aufsuchten, sich nicht wie in einem Zoo zu verhalten, da die chinesischen Gäste ansonsten flüchteten. »Man setze sich daher ruhig an den Tisch, schlürfe seinen Tee und lasse Lorgnon und Opernglas, für die die schmucklosen Räume viel zu klein sind, im Hause.«³⁰

Die verzerrte Wahrnehmung chinesischer Migrant*innen speiste sich aus populären Vorstellungen und insbesondere auch aus der Unterhaltungskultur. Im frühen 20. Jahrhundert tauchten moralisch zweifelhafte, zumeist kriminelle chinesische Figuren in Romanen und in Filmen auf. Das bekannteste Beispiel erschuf der britische Journalist und Schriftsteller Sax Rohmer 1912 mit der Schreckensfigur »Fu Manchu«. Die Bücher avancierten zu Bestsellern und wurden neben vielen anderen Sprachen ins Deutsche übersetzt.³¹ Rohmers Fu Manchu hatte auch deutsche Nachahmer*innen. Alfons Zech veröffentlichte 1936 den Kriminalroman »Begegnung auf der Landstraße«, in dem die junge Ausreißerin Veronika in St. Pauli strandet und von einem freundlichen Chinesen, Liu Chu Chow, unterstützt wird.³² In Wahrheit

28 Winfried Reichert und Rita E. Täuber: Wider die Erwartung. Elfriede Lohse-Wächtler 1899-1940, Rohenbuch bei Aschaffenburg o. J., S. 34.

29 Hans Harbeck: Das Buch von Hamburg, München 1930 (Was nicht im Baedeker steht, Bd. 8), S. 86.

30 Erich Lüth: Kleiner Führer durch Hamburg, Nauen, Berlin o. J. (1932), S. 19 f.

31 Zu Fu Manchu siehe Ruth Mayer: Serial Fu Manchu. The Chinese Supervillain and the Spread of Yellow Peril Ideology, Philadelphia 2014.

32 Alfons Zech: Begegnung auf der Landstraße. Ein Hamburger Roman aus dem Jahre 1928-29, Berlin 1936; Lars Amenda: Migration und Kriminalisierung. Das »Chinesenviertel« in St. Pauli/Altona und der Unterhaltungsroman »Begegnung auf der Landstraße« (1936) von

benutzt Liu die junge Deutsche als Drogenkurier und beabsichtigt schließlich, sie als Sexsklavin nach China zu verschleppen und zu verkaufen. Der Roman verbreitet die NS-Rassenpolitik auf dem Feld der Unterhaltung und kriminalisiert das Hamburger »Chinesenviertel« massiv.

Zur gleichen Zeit gerieten Chines*innen im nationalsozialistischen Hamburg zunehmend ins Visier staatlicher Organe. Um für die Aufrüstung dringend benötigte Rohstoffe zu erwerben, verschärfte das NS-Regime die Devisenbestimmungen mit dem zweiten Vierjahresplan. Zollfahndung und Kriminalpolizei überwachten chinesische Seeleute und Gastwirt*innen nun noch schärfer und störten sich ebenfalls an den deutsch-chinesischen Partnerschaften. Regelmäßig fanden Razzien statt, die zumeist nur kleine Mengen Devisen zu Tage brachten. In der Presse erschienen im Gegensatz dazu gelegentlich Artikel, welche die »Chinesenkeller« als harmlos charakterisierten und diese »unerlässliche internationale Note« St. Paulis sogar unterstützten.³³ Hamburg sollte als eine von fünf »Führerstädten« als Schaufenster für die Welt wirken. St. Pauli, das zum »Vergnügungszentrum der Welt« emporsteigen sollte, habe dabei unbedingt seinen internationalen Charakter zu behalten; mehr noch, 1939 wurden Pläne in der Presse vorgestellt, nach denen noch weitere ausländische Lokale wie japanische Restaurants und türkische Mokkastuben angesiedelt werden sollten.³⁴

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges verschwanden solche Planspiele in den Schubladen. Die Situation der Chines*innen in Hamburg verschärfte sich, da die Chinesische Republik Deutschland 1941 den Krieg erklärte und damit der zuvor so wichtige diplomatische Schutz der chinesischen Staatsangehörigen wegfiel. In den Morgenstunden des 13. Mai 1944 führte die Gestapo schließlich die »Chinesenaktion« durch und verhaftete 129 chinesische Männer in den chinesischen Lokalen und Wohnungen in St. Pauli.³⁵ Unter Leitung von Erich Hanisch ging die Gestapo äußerst brutal vor und misshandelte die Gefangenen auf dem Weg zur Davidwache und weiter zum Gestapogefängnis Fuhlsbüttel. Erich Hanisch war 1943 nach Hamburg zurückgekehrt und hatte von 1941 bis 1943 im besetzten Polen Deportationen der jüdischen Bevölkerung in die Vernichtungslager organisiert. Als Täter des Holocaust hatte sich Hanisch weiter radikalisiert und wählte sich auch in der Hansestadt weiterhin im »Rassekrieg«.

Im Herbst 1944 überstellte die Gestapo eine Gruppe von 60 bis 80 chinesischen Männern ins »Arbeitserziehungslager Wilhelmsburg«, wo sie schwer misshandelt wurden und unter katastrophalen Bedingungen schwere Zwangsarbeit in umliegenden Betrieben und bei der Trümmerbeseitigung verrichten mussten. Mindestens 17 Männer

Alfons Zech, in: Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte 46, 2005, S. 92-119.

33 Ferner Osten im Schatten des »Michel«: Kennen Sie St. Paulis Chinesenkeller?, in: Hamburger Neuste Zeitung vom 10.6.1939.

34 »... auf der Reeperbahn, nachts um halb eins!«, in: Hamburger Fremdenblatt vom 18.7.1939; siehe dazu auch Materialien in Staatsarchiv Hamburg, 135-I I-IV, 207.

35 Lars Amenda: »Chinesenaktion«. Zur Rassenpolitik und Verfolgung im nationalsozialistischen Hamburg, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 91, 2005, S. 103-132.

starben an den Folgen des Terrors, der Zwangsarbeit und mangelhaften Ernährung, wie eine britische Untersuchung in der frühen Nachkriegszeit feststellte.³⁶ Das »Chinesenviertel« in St. Pauli war damit gewaltsam ausgelöscht worden.

Verschüttete Erinnerung

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs blieben 30 chinesische Männer in Hamburg. Sie litten unter der Verfolgungserfahrung und waren vom nationalsozialistischen Terror traumatisiert. Chong Tin Lam, der seit 1938 eine Gaststätte im heutigen Hamburger Berg betrieb, verweigerte für Jahre die deutsche Sprache, die Sprache seiner Verfolger*innen. Der Betreiber des »Ho Ping« in der Davidstraße erinnerte mit dem Namen des Lokals (Frieden) an seine Befreiung und sein Überleben. Das Amt für Wiedergutmachung lehnte eine Entschädigung für die chinesischen Verfolgten aber grundsätzlich ab und sprach von einem normalen polizeilichen Vorgehen. Das verhöhnte die Opfer und sorgte bis in die frühen 1960er für Gerichtsverfahren, die dies immer wieder bestätigten.

Mit der wirtschaftlichen Genesung in der frühen Bundesrepublik setzte ein Boom »ausländischer Spezialitätenrestaurants« ein. In Hamburg standen chinesische Gastronom*innen an der Spitze dieser Entwicklung, denn die »Fremdheit« der Chines*innen wandelte sich nun zum kulturellen Kapital.³⁷ An das »Chinesenviertel« und die nationalsozialistische Verfolgung wollte niemand erinnern oder erinnert werden.

So dauerte es viele Jahre, bis sich jemand des Themas annahm. Anfang der 1980er Jahre plante der Hamburger Regisseur Gyula Trebitsch (1914-2005) einen Film über den chinesischen Kommunisten Liao Chengzhi. Das historische Hamburg sollte in Shanghai nachgestellt werden, wohin Trebitsch mit Bundeskanzler Helmut Schmidt (1918-2015) gereist war. Den Filmemacher faszinierte die Symbolik von Liaos revolutionärem Wirken in Hamburg, inmitten des »Abendlandes«. Aufgrund der schwierigen politischen Beziehungen während des Kalten Krieges konnte das Filmprojekt aber letztlich nicht realisiert werden, obwohl die chinesische Seite den Film co-produzieren wollte.³⁸

Erste journalistische Artikel wurden über die Geschichte des »Chinesenviertels« veröffentlicht, die aber kaum auf Quellenarbeit beruhten und dementsprechend

36 Amenda (Anm. 3), S. 280.

37 Lars Amenda: Die Küche der »Anderen«. Chinesische Gastronomie und Ethnizität in Westeuropa 1950-1980, in: Kulinarische »Heimat« und »Fremde«. Migration und Ernährung in Europa im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von dems. und Ernst Langthaler, Wien 2014, S. 151-165; allgemein Maren Möhring: Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland, München 2012.

38 Gespräch mit Prof. Gyula Trebitsch am 6.8.1999; Michael Töteberg und Volker Reißmann: Gyula Trebitsch, Hamburg 2014.



Cover des Dokumentarfilms von 2020

wenig erhellend waren.³⁹ Die Schüler Daniel Drewer und Ingmar Herr machten sich verdient, als sie 1989 einen Text für den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten einreichten und dafür auch Interviews mit Zeitzeug*innen führten.⁴⁰ Der Theatermacher Michael Batz (*1951) ließ in einer Gedenkveranstaltung Deutsche und Chines*innen in der Schmuckstraße Fußball spielen und schrieb das Stück »Morgen und Abend der Chinesen. Über das Schicksal der chinesischen Kolonie in Hamburg in den Jahren 1933-1944«, das am 27. Januar 2004 im Hamburger Rathaus vorgetragen wurde. 2006 durfte der Verfasser seine als Buch veröffentlichte Dissertation ebenfalls im Rathaus vorstellen.⁴¹ Ich erinnere mich noch an projizierte Bilder chinesischer Seeleute vor Gemälden honoriger Hamburger Senatoren.

Das St. Pauli-Archiv sorgte schließlich dafür, dass 2012 eine kleine Gedenktafel an der Schmuckstraße errichtet wurde und damit am ehemaligen Ort seitdem ein Zeichen der Erinnerung zu sehen ist.

Zuletzt erinnerten die Künstlerin Dagmar Rauwald (*1965) und der Künstler Liu Ding (*1976) im Mai 2016 in einer Performance unter dem Titel »Social Bookmarking Hamburg« an die Verfolgung. Gemeinsam mit anderen vergruben sie Kartoffeln und 1-Euro-Münzen auf dem Gelände des früheren »Arbeitserziehungslagers Wilhelmsburg«. Aber auch die Unterhaltungskultur entdeckt neuerdings die Geschichte des »Chinesenviertels«. Im Frühjahr 2017 fanden Dreharbeiten zu dem Film »Tian. Das Geheimnis der Schmuckstraße« statt. Darin entdeckt eine Familie in ihrer neuen Wohnung in St. Pauli chinesische Spuren, die auf die Geschichte und Verfolgung der Chines*innen verweisen. Der Film ist im Herbst 2018 ausgestrahlt worden.⁴² Anfang

39 Renate Hücking und Ekkehard Launer: Chinatown – keine große Freiheit, in: Tuten & Blasen. Hamburger Hafenrundfahrten durch acht Jahrhunderte, hg. von dens., Hamburg 1989, S. 67-72.

40 Daniel Drewer und Ingmar Herr: Chinesen in Hamburg, o. O. o. J., 1989, unveröffentlichtes Manuskript.

41 Amenda (Anm. 3).

42 »Tian. Das Geheimnis der Schmuckstraße«, NDR-»Nordlicht«-Reihe, 2017, Regie: Damian Schipporeit, Produzent: Stefan Gieren.

2020 folgte der Dokumentarfilm »Bis die Gestapo kam ... Das ›Chinesenviertel‹ in St. Pauli«, in dem Kinder deutsch-chinesischer Paare von ihren Erinnerungen erzählen.⁴³

So gelangte die Erinnerung an das »Chinesenviertel« und die »Chinesenaktion« mehr und mehr in das Gedächtnis der Stadt. In den letzten 10 bis 15 Jahren nahm die Bedeutung Chinas, vor dem Hintergrund seiner steigenden wirtschaftlichen Bedeutung, für die Hamburger Politik spürbar zu. Eine Chinatown wäre in Hamburg mittlerweile vermutlich von offizieller Seite sehr willkommen, da sie allgemein als Zeichen einer »Weltstadt« angesehen wird und ein touristisches Potential besitzt.

Zusammenfassung

Der Hamburger Hafen führte als »Tor zu Welt« nicht nur Hamburger Schiffe und Kaufleute in die Ferne, auch in die andere Richtung wirkte die frühe Globalisierung. So gelangten chinesische Seeleute auf europäischen Handelsschiffen in die Hansestadt. Mitte der 1920er Jahre entstand ein kleines »Chinesenviertel« in St. Pauli, das als Treffpunkt chinesischer Seeleute und Migrant*innen diente, für die Hamburger Behörden hingegen einen unliebsamen Fremdkörper darstellte. In der Wahrnehmung vermischten sich Klischees der Fremdheit und Kriminalität mit phantastischen Verzerrungen aus der Unterhaltungskultur. Im »Dritten Reich« verfolgte die Gestapo während des Zweiten Weltkrieges schließlich die Chines*innen und eliminierte das maritim geprägte »Chinesenviertel«. Erst seit den 1980er Jahren erinnerte sich die Hamburger Bevölkerung allmählich wieder an das Kapitel der Stadtgeschichte, das so eng mit dem Hafen verknüpft ist.

Das »Chinesenviertel« verweist als postkolonialer Erinnerungsort darauf, wie asymmetrisch die Beziehungen gegenüber China und Chines*innen im frühen 20. Jahrhundert waren. Hatte die Hamburger Polizei während des Kaiserreiches ein koloniales Hafenregime errichtet, so provozierte das »Chinesenviertel« nach dem Ersten Weltkrieg die weiterhin mental existierende koloniale Ordnung. In der Perspektive der Migrant*innen als historische Akteure wird ersichtlich, wie sie nach Alternativen zur kräftezehrenden Beschäftigung als Heizer und wirtschaftliche Chancen suchten und diese im »Chinesenviertel« St. Paulis fanden. Die Konzentration im urbanen Raum erhöhte die Aufmerksamkeit, umso mehr, da Chinatowns als starke Symbole einer Einwanderungsgesellschaft angesehen wurden. Die Bandbreite der Reaktionen reichte von strikter Ablehnung bis zur Faszination gegenüber einer unbekannten Kultur. Trotz aller wirkmächtiger Stereotypen und kolonialer Traditionen konnte jede*r entscheiden, wie er oder sie der chinesischen Welt im »Tor zur Welt« begegnen wollte.

43 »Bis die Gestapo kam ... Das ›Chinesenviertel‹ in St. Pauli«, 2020, Produktion: Bertram Rothermund und Rudolf Simon.